

Das Buch, das der kleine Seminarist im Jahr 1895 begonnen hatte, schließt im Herbst 1962, dem Jahr vor dem Tod des Papstes, mit einer Eintragung: „Rückschau auf die großen Gnadenerweise, die dem zuteil wurden, der sich selber für gering achtet, aber die guten Eingebungen aufnimmt und sie in Demut und Vertrauen ausführt“ (349). Gemeint ist das Konzil, die große brüderliche Versammlung der Mitbischöfe, die er zusammengerufen hat. Und damit öffnet sich sein Blick und sein Herz der unabsehbaren Zukunft, der die Kirche Christi entgegengeht.

Über die theoretische Ausbildung künftiger Priester heute

Karl Rahner SJ

Es ist kein Zweifel, daß über die richtige, der geistigen Situation entsprechende theologische Ausbildung der künftigen Priester bei uns in Mitteleuropa (und auch in der Welt überhaupt) ernste ungelöste Fragen und Schwierigkeiten bestehen – oder bestehen sollten. Das konziliare Schema „De Institutione sacerdotali“ ist so kurz (ca. 130 Zeilen im ganzen) und muß daher so sehr im allgemeinen bleiben, daß man sich nicht der holden Täuschung hingeben darf, die hier gemeinten Fragen seien dadurch gelöst, zumal über die eigentlichen theologischen Studien nur in 37 Zeilen gesprochen wird.

Wenn der Verfasser hier einige Überlegungen zu diesem Thema vorzutragen versucht, so nimmt er erneut ein Thema auf, über das er sich schon vor vielen Jahren ohne Erfolg geäußert hat¹. Seine Hoffnung, diesmal mehr Interesse oder gar Zustimmung zu finden, ist daher mehr als bescheiden. Dazu kommt, daß er sich sehr deutlich bewußt ist, nur einen kleinen Teil der ganzen vielschichtigen Materie zu behandeln, also schon darum nicht meinen darf, ein konkretes Programm vorlegen zu können. Er hofft aber, einen zentralen Punkt des ganzen Problems zu berühren.

¹ Vgl. K. Rahner, *Der Theologe. Zur Frage der Ausbildung der Theologen heute: Sendung und Gnade* (Innsbruck 1961) 334–358 (ursprünglich: *Orientierung* 18 (1954) 149–152, 165–168; auch italienisch in: *Missione e grazia* (Rom 1964) 505–540). Vgl. auch Georg May, *Die Ausbildung des Weltklerus in Deutschland: Tübinger Theologische Quartalschrift* 144 (1964) 170–215; J. Allendorff, *Zur wissenschaftlichen und asketischen Ausbildung unserer Theologiestudenten: ThPrQS* 111 (1963) 305–309; F. Klostermann, *Überlegungen zur Reform der theologischen Studien: Theol.-prakt. Quartalschrift* 112 (1964) 273–313 (hier weitere Literatur).

VORAUSSETZUNGEN

Es geht uns hier um die richtige Grundstruktur der ersten theologischen Ausbildung des für die Seelsorge bestimmten Priesters. Um diese richtig erfassen zu können, sind im voraus vor allem vier Dinge zu bedenken.

Der Pluralismus der Wissenschaften im allgemeinen und der theologischen Wissenschaften als solcher im besonderen

Es ist hier zunächst nüchtern die bisher nie gewesene geistesgeschichtliche Situation zu sehen und anzuerkennen, daß die einzelnen Wissenschaften – auch die theologischen – einen solchen Umfang ihrer Probleme, ihres Materials und eine solche Kompliziertheit ihrer Methoden gefunden haben, daß der einzelne Mensch – boshaft ausgedrückt – von immer weniger wirklich etwas weiß, weil er von immer weniger immer mehr erkennt. Man kann heute höchstens in einer Disziplin oder in einem kleinen Sektor eines Faches etwas wissen, ein Fachmann sein, der Fragen und Antworten einer Disziplin ernsthaft zu würdigen, der mitzureden und kritisch zu urteilen vermag. Teamwork und Zusammenarbeit vieler Wissenschaften zu praktischen Zwecken in Ehren! Selbstverständlich bleibt „Synthese“ auch theoretischer Art immer eine Aufgabe der Wissenschaften untereinander, und im Bereich der Naturwissenschaften mag es solche synthetisierende Ergebnisse und Erfolge geben, die vieles auch wieder plötzlich so vereinfachen, daß es vom einzelnen geistig beherrscht werden kann. Aber all das ändert, besonders im Bereich der Geisteswissenschaften, nichts an der angedeuteten Grundsituation, zumal hier vom Wesen der Sache her einem teamwork enge Grenzen gesetzt sind. Geisteswissenschaftliche Einsichten können nicht durch materielle Gebilde oder fertige Formeln, deren Nachweis man nicht selbst kennen muß, vermittelt werden, sondern müssen samt ihren Begründungen im selben Kopf sein, oder sie existieren für ihn nicht. Natürlich kann man sich vom Fachmann in popularisierender Weise unterrichten lassen, etwa über die Kernphysik oder die Geschichte der tibetanischen Medizin. Aber dann kann man nicht nur nicht mitreden, sondern sich auch über diese Dinge kein sachgemäßes und gleichzeitig persönliches Urteil erlauben.

Das mag in vielen Zweigen der Wissenschaft unerheblich sein, weil man da kein eigenes Urteil haben muß. Wie aber, wenn eine persönliche Entscheidung im Leben nicht vermieden werden kann und doch eine reflex-wissenschaftliche Begründung dieser Entscheidung auch für den „Gebildeten“, der zwangsläufig immer ungebildeter wird, immer weniger möglich wird? Etwa in der Politik, der Wirtschaft, des religiösen Bekenntnisses? Die gemeinte Situation gilt auch auf dem Gebiet der „Weltanschauung“. Geben wir uns doch keinen frommen Illusionen hin: Man

kann vierzig Jahre Theologie betreiben und man kann hinsichtlich zentraler Fragen (so wie sie in dem heutigen Betrieb und der heutigen Methode betrieben werden), die – reflex fundamental-theologisch gesehen – grundlegend sind, nicht mehr mitreden. Wenn ich z. B. Dogmatiker bin und auf diesem Gebiet meine Arbeit leiste, wie soll ich dann mir einbilden können, ich könne mir „wissenschaftlich“ nach den Prinzipien und Methoden der heutigen Exegese ein selbständiges, kompetentes, von mir selbst kritisch nachgeprüftes Urteil über Sinn und Tragweite der „Primatstelle“ bei Mt 16, 18 erwerben? Das kann vielleicht heute noch ein Exeget, aber kein Dogmatiker mehr; und der Exeget auch nur nach einem Studium, das die normale Ausbildungszeit des normalen Priesters weit übersteigt. Und doch ist die genannte Frage in der Perspektive der auch heute noch betriebenen Fundamentaltheologie grundlegend. Das heißt aber doch: in dem heutigen theologischen Wissenschaftsbetrieb und dessen Methoden kann der junge Theologe unmöglich mehr eine vor seinem Wahrheitswissen verantwortbare, reflexe, in wissenschaftlicher Methode gewonnene Fundamentaltheologie erbauen, wenn man unter Fundamentaltheologie das versteht und betreibt, was man nach Ausweis ihrer Lehrbücher darunter verstehen muß.

Der junge Theologe müßte Religionsgeschichtler, Religionsphilosoph, Exeget und noch vieles andere sein mit der uferlosen Auffächerung, die ihre Disziplinen selbst, jede für sich, nochmals gewonnen haben. Er kann es nicht sein und nicht werden. Werden ihm, im Grunde popularisiert, die „Ergebnisse“ dieser Wissenschaften vorgesetzt (so wie man einem Nichtphysiker die Ergebnisse der Kernphysik erzählt), dann ist ihm durchaus nicht geholfen. Denn die Situation ist in seinem Fall ganz anders als beim „Laien“, der sich etwas vom Fachmann über Kernphysik erzählen läßt und es gläubig hinnimmt: er soll diese fundamentaltheologische Grundlegung seines Glaubens nicht „gläubig“ entgegennehmen, vertrauend auf die Autorität des Fachmannes, sondern sie verstehen und einsehen, sie eben doch sich fachmännisch zu eigen machen. Und er steht (anders als in den Naturwissenschaften) „Ergebnissen“ gegenüber, die in diesen theologischen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen (sowohl wenn wir die katholische Theologie in sich als auch wenn wir sie im Konzert der vielen Theologien und Philosophien von heute betrachten) umstritten sind und umstritten bleiben; er bleibt hilflos vor ihren Problemen stehen, ohne daß er sich sagen kann, er könne und dürfe selbständig urteilend sich eine Position erwerben, die er auch dann verantwortlich vertreten kann, wenn andere sie nicht teilen. Die übliche Fundamentaltheologie mit ihren Teildisziplinen philosophischer und geschichtlicher Art hat sich zwar in sich nicht (als berechtigte und notwendige Wissenschaft und Methode) aufgehoben; sie wird und muß weiterbestehen. Aber sie hat sich ad absurdum geführt, wenn und wo sie die wissenschaftlich-reflexe Begründung des Glaubens für den einzelnen jungen Theologen sein will, was sie im Betrieb der theologischen Ausbildung bisher doch offenbar sein wollte. Man mußte natürlich auch schon früher grundsätzlich sagen,

daß eine solche wissenschaftliche Glaubensbegründung die existentielle, vorwissenschaftliche Begründetheit des Glaubens vor dem sittlichen Wahrheitsgewissen des einzelnen nie adäquat aufarbeiten und einholen wollte und konnte, daß der Grund des je persönlichen Glaubens des einzelnen immer mehr enthielt, als was von ihm in wissenschaftlicher Reflexion objektiviert werden konnte. Aber das, was als reflexe Frage über die Begründung des Glaubens bisher traditionell Fundamentaltheologie heißt, kann jene reflexe und doch in praktisch verfügbarer Zeit eines einzelnen Menschen durchführbare reflexe Glaubensbegründung heute nicht mehr leisten. Wenn und wo sie es da und dort doch faktisch tut (was nicht bestritten werden soll), dann geschieht es, weil der Professor unwillkürlich die bisherige Thematik und Methode verändert und, vielleicht ohne es selbst recht zu wissen, einen Weg einschlägt, von dem hier erst später gesprochen werden kann.

Daher kommt es, daß die heutigen Lehrbücher der Fundamentaltheologie, obwohl sie an sich besser und nicht schlechter als früher sind, auf den heutigen jungen Theologen einen desperaten Eindruck machen. Wie soll er sich daraus so z. B. eine wissenschaftlich reflexe Überzeugung über den „historischen Jesus“ als Stifter der Kirche, des Abendmahles, als Auferstandenen und so weiter machen, daß er diese Art der Begründungen selbständig und kritisch durchschaut, ohne (was er ja nicht kann) Kenner der jüdischen Theologie der Zeit Jesu, Qumran-Fachmann, Formgeschichtler, Religionsgeschichtler der Antike und noch vieles andere zu sein? Muß er nicht den Eindruck haben, ein jämmerlicher Dilettant zu bleiben, wenn er die Glaubensbegründung in der üblichen Weise einer langsamen Synthese für sich leisten soll, die Stück für Stück durch die kompliziertesten philosophischen und historischen Untersuchungen hindurch führen müßte, die er nicht leisten kann und nicht zu leisten weiß, wenn er sich ehrlich wenigstens mit der heutigen Problematik all dieser Fragen vertraut macht? Wird er – vielleicht sehr unreflex, aber sehr wirksam – nicht im Grunde, um durchzukommen, eine protestantische Haltung einnehmen und sie unausdrücklich auch bei seinem Lehrer am Werk sehen: statt einer „rationalen Glaubensbegründung“ den „existentiellen“ absoluten Sprung in den Glauben hinein?

Es wird später zu sagen sein, warum die angedeutete Situation nicht nur die Fundamentaltheologie affiziert, sondern auch die Dogmatik (und damit auch diejenige Exegese, die nicht nur philosophisch, historisch und religionsgeschichtlich sein will, sondern einen positiven und wirksamen Beitrag zum Aufbau einer Glaubensbegründung leisten, dogmatisch fruchtbare Exegese sein will, die in das Verständnis der heutigen Glaubenslehre der Kirche mündet). Dies aber vorausgesetzt, muß gesagt werden: der heutige, notwendige und unvermeidliche Pluralismus und die riesige Auffächerung und Problemvertiefung der Wissenschaften im allgemeinen und auch der theologischen im besonderen bringen es mit sich, daß die theologischen Fächer in ihrem Kern (Fundamentaltheologie, Dogmatik, dogmatisch interessierte Exegese) ungeeignet werden, selber und unmittelbar die Theologie zu

sein, die dem jungen Theologen eine erste Glaubensbegründung und einen ersten systematischen Aufbau des Glaubenswissens vermitteln soll.

Die existentielle Situation des jungen Theologen

Wie war es noch vor 30 Jahren, wenn ein junger Mensch seine Theologie begann? Im Durchschnitt (Ausnahmen und einzelne Krisenfälle, die durch das Theologiestudium hervorgerufen wurden, zugegeben) kam der junge Theologe mit einer festen, im ganzen problemlosen Glaubenssubstanz zu seinem Studium. Elternhaus und ein sonstiges, im ganzen homogen gebliebenes (meist bäuerlich und kleinbürgerliches und darum stabiles) Lebensmilieu hatten schon vor dem theologischen Studium die junge Persönlichkeit im ganzen fest geprägt. Die theologische Wissenschaft, die man dann hörte und studierte, konnte festigen und vertiefen, sie brauchte die persönliche Glaubenssubstanz aber nicht eigentlich aufzubauen; diese war schon da; die theologische Reflexion änderte nicht viel an ihr; die persönliche Frömmigkeit wurde darum auch wenig vom theologischen Studium mitgeprägt. Die Wissenschaft war nur zu oft einfach eine Hürde von Lernstoff, die man nehmen mußte, um zu den Weihen zugelassen zu werden, ein Überbau, nicht ein Fundament, eine Ausbildung für den späteren Beruf, nicht (oder nur sehr entfernt) eine Gestaltung der eigenen religiösen Persönlichkeit, für die eher die asketische Ausbildung des Seminars in Frage kam. Wo es sich um gute Begabungen handelte, konnte daher auch die Theologie mit jener dialektischen Unbekümmertheit und Spitzfindigkeit betrieben werden, wie sie sehr oft in der Neuscholastik anzutreffen war: für eine ganz fundamentale Existenzbewältigung in ihrer Not und Bedrohtheit brauchte man die Wissenschaft nicht, weil man diese Not und Bedrohtheit nicht wirklich empfand, und so konnte man die Theologie spekulativ oder historisch (je nach Neigung und Begabung) mit einer rührenden Unbeschwertheit in einer theologischen *art pour l'art* betreiben, wie man sie nicht selten heute noch unter den Theologen romanischer Länder antreffen kann, die lange Abhandlungen darüber schreiben, ob Maria schon im Mutterschoß vom Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit wußte.

Heute ist es – wieder im Durchschnitt gemeint – anders geworden. Der junge Theologe (vor allem der begabte, aber nicht nur er) leidet unter einer wirklichen Glaubensnot. Er ist in einem absolut pluralistischen Milieu aufgewachsen. Er hat keine Glaubensüberzeugung von einer solchen beruhigten Selbstverständlichkeit mehr, die eher durch Tradition und Milieu als durch die Glaubensgnade bedingt gewesen war. Er hat einen bedrohten, angefochtenen Glauben, bedroht und angefochten in allen Dimensionen seines Daseins. Das steht nicht in Widerspruch zu seinem Interesse an der Welt des Glaubens noch zu seinem geistlichen Beruf; beides kann ja gerade von dieser Glaubensnot einen Anstoß erhalten. Aber, wenn man nüchtern und ehrlich die Lage sieht, wie sie ist, wird man sagen müssen: der junge

Theologe sucht heute notwendig eine fundamentale Begründung und Festigung seines Glaubens; er verlangt von seiner Theologie notwendig und mit Recht etwas anderes als der Theologe früherer Generationen; er sucht nicht einen intellektuellen Überbau über dem schon selbstverständlich besessenen Glauben seiner Jugend und seiner christlichen traditionsfesten Umgebung, sondern den reflex verantwortbaren Unterbau einer bedrohten Glaubensüberzeugung inmitten einer glaubensindifferenten oder ungläubigen Umgebung, die das unvermeidliche Milieu seiner gläubigen Existenz und deren dauernde Infragestellung ist. Er bringt diese Grundlage im Durchschnitt von der Mittelschule nicht mit. Der Religionsunterricht der höheren Schulen ist zeitlich zu gering, leidet unter dem Milieu der ihn vielfach bloß absitzenden, religiös uninteressierten Schüler; die Aufmerksamkeit auf ihn ist durch die enzyklopädische Vielfalt der anderen Schulfächer bedrängt. Die Regenten der Priesterseminare wissen ein Lied davon zu singen, mit welchen primitiven theologischen Kenntnissen heute junge Leute oft in das Seminar eintreten.

Von da aus verschärft sich die Fraglichkeit der traditionellen Fundamentaltheologie für den jungen Theologen. Denn diese sucht eine Glaubensbegründung zu erstellen, indem sie die direkte und positive Aufarbeitung sämtlicher „an sich“ einschlägigen religionsphilosophischen und historischen Fragen unternimmt, die für die rationale Rechtfertigung des Glaubens „an sich“ und objektiv, rein von der Sache selbst her gesehen, zu beantworten sind. Dies ist aber für den jungen Theologen, mindestens in der kurzen Zeit, die ihm für sein Studium zur Verfügung steht, heute bei der ungeheueren Kompliziertheit und materialen und methodischen Schwierigkeit all der in der Fundamentaltheologie zu behandelnden Fragen unmöglich. Und doch bedarf er einer solchen Glaubensbegründung mit einer ganz anderen Dringlichkeit und Notwendigkeit als der junge Theologe früherer Zeiten, für den all das eine theoretische, keine „existentielle“ Angelegenheit war, so daß es gar nicht so wichtig war, wieweit eine solche bloß theoretische, „methodische Zweifel“ ausräumende Wissenschaft bei ihm „ankam“ und gedieh. Das Dilemma ist nicht mehr durch Verbesserung des Didaktischen im Betrieb der Fundamentaltheologie zu überwinden. Nochmals: es wird hier nicht in Frage gestellt oder gar bestritten, daß es Lehrer dieser theologischen Wissenschaft gibt, die faktisch dieses Problem bewältigen und dem jungen Theologen das bieten, was er als lebenswichtig heute hier sucht und finden muß. Aber wenn einem solchen Professor diese Aufgabe gelingt, dann hat er (ob es ihm selbst deutlich bewußt wird oder nicht, ist gleichgültig) aus der traditionellen Fundamentaltheologie etwas anderes gemacht, über dessen Wesen wir später noch genauer nachzudenken haben. Aber was er bietet, ist gewiß keine Fundamentaltheologie im alten Sinn mehr, wenn sich natürlich auch viele Einzelthemen der alten Fundamentaltheologie und der neuen Wissenschaft, die ihr eigenes Wesen noch sucht, material decken mögen. Aber die alte Wissenschaft, so sehr sie in sich ein bleibendes Recht und eine dauernde Notwendigkeit hat, ist aus ihrem Wesen heraus nicht imstande, mit ihrer Methode und The-

matik die reflex wissenschaftliche, auf Tod und Leben notwendige Glaubensbegründung für den jungen Theologen konkret zu bieten. Man muß (um nochmals ein Beispiel zu variieren) den normalen Betrieb der Exegese und Bibeltheologie, der doch ein inneres Moment an einer historisch arbeitenden Fundamentaltheologie ist, betrachten, so wie er wirklich ist: der Exeget verliert sich in seine Probleme und verweist seine Schüler, wo es an die Glaubensfrage geht, auf seinen schon anderswo gegebenen Glauben oder auf das Lehramt, oder (wo er mehr tut, d. h. doch auch positiv zu einer Fundamentaltheologie beitragen will) er wird mit einem faktisch schlechten Gewissen „apologetisch“, macht für sich selbst und andere den Eindruck, „die Probleme zu vereinfachen“, die Schwierigkeiten zu verharmlosen und sich nicht mehr ehrlich der nichtkatholischen Exegese von heute zu stellen. Wie soll dem jungen Theologen z. B. die Problematik des „historischen Jesus“, seines Verhältnisses zur „Kirche“, seines „Eschatologismus“ so vermittelt werden können, daß er eine „wissenschaftliche“, selbständige Einsicht darüber gewinnt und auf diese Weise rationale und historische „praeambula fidei“ gewinnt?

Intelligenzniveau der jungen Theologen

Natürlich gibt es auch heute noch hohe Begabungen unter dem Theologienachwuchs. Aber es wäre eine Selbsttäuschung, wollte man übersehen, daß sie prozentual geringer geworden sind als in den vergangenen Zeiten. Der Trend der Spitzenbegabungen geht heute nicht zur Theologie. Das braucht uns noch nicht unglücklich zu machen: die Berufseignung des Theologen und künftigen Priesters ist – ganz anders wie etwa des Kernphysikers oder Flugzeugingenieurs – viel unmittelbarer als in anderen Berufen mitbestimmt durch andere Faktoren neben der Intelligenz, durch Wille zu selbstlosem Dienst, Liebe zu den Menschen, charakterliches Gleichgewicht, inneres Verhältnis zur Welt Gottes usw. Und ein solcher Mensch, auch wenn er keine Spitzenbegabung ist, kann später priesterlich auch etwas bedeuten für den ihm an wissenschaftlicher Intelligenz überlegenen Intellektuellen, weil auch bei diesem die letzten Lebensprobleme nicht nur im Bereich der reflektierenden Ratio entstehen und gelöst werden. Aber man darf eine nicht unerhebliche Senkung des Begabungsniveaus beim Durchschnitt der heutigen Theologen nicht darum übersehen, weil es unangenehm ist, so etwas nüchtern einzugestehen. Dann aber muß man auch sehen, daß die Bildungssituation des jungen Theologen sehr erheblich schwerer als früher geworden ist: er ist intellektuell weniger begabt als früher und steht wissenschaftlich vor einer enorm gegenüber früher gestiegenen Aufgabe. Wie soll er so noch mit ihr fertig werden? Er hat unvermeidlich das Empfinden des Überfordertseins, das ein schlechtes Gewissen erzeugt und eine große Gefahr für die Berufsfreude bedeutet. Es muß ein gesundes Verhältnis bestehen zwischen der Forderung und der Möglichkeit ihrer Erfüllung. Ist das gleich-

zeitig richtig, was oben gesagt wurde, dann kann heute dieses gesunde Verhältnis nicht mehr bestehen, es sei denn, man nähme an, daß die frühere größere Begabung durch die frühere kleinere Aufgabe gar nicht ausgelastet gewesen wäre, wovon man früher offenbar nichts bemerkt hat. Diese Situation bringt es dann mit sich, was die Eingeweihten wissen, daß die Examina bei den Theologen (vom Doktorat der wenigen einmal abgesehen) es wesentlich billiger geben, als es nach der hochgeschraubten Wissenschaftlichkeit der Vorlesungen und Seminare eigentlich sein dürfte. Auch diese Folge zeigt nochmals konkret die Disproportion zwischen Begabungsdurchschnitt und der Wissenschaft, wie sie dem jungen Theologen angeboten wird, ohne daß er mit ihr, so wie sie und so wie er ist, wirklich fertig werden kann.

Die Bestimmung für die praktische Seelsorge

An sich natürlich gibt es in der strengsten Wissenschaft der Theologie nichts, was nicht direkt oder indirekt für die konkrete Seelsorge fruchtbar gemacht werden könnte. Schon darum nicht, weil der Seelsorger es auch mit den wissenschaftlich Hochgebildeten aller Disziplinen zu tun haben sollte. Aber Voraussetzung für dieses Fruchtbarwerden ist eindeutig, daß sich der Theologe diese Wissenschaft als persönlich verfügbares Eigentum hat erwerben können. Formgeschichte z. B. könnte der Exegese in seiner Predigt durchaus nützlich sein, wenn er wirklich ein inneres Verständnis und selbständige Verwendungsmöglichkeit von so etwas sich hat erwerben können. Kann er das? Für einen Großteil der gelehrten Theologie, die den jungen Theologen geboten wird, darf das rundweg verneint werden.

Das bedeutet kein Plädoyer für eine nur praktische „unwissenschaftliche“ Ausbildung des künftigen Geistlichen zu einem subalternen, routinierten kirchlichen Funktionär. Aber wenn es richtig ist, was oben gesagt wurde, dann bedeutet das, daß dem jungen Theologen in der heutigen wissenschaftlichen Situation und bei der persönlichen Lage seines Glaubens zum großen Teil nicht diejenige Wissenschaft geboten wird, die er für seine spätere Seelsorge bräuchte. Schon darum nicht, weil diese wesentlich bedingt ist durch seine eigene persönliche Gläubigkeit, diese aber von der heutigen theologischen Wissenschaft nicht jene Hilfe erhält, deren sie bedarf. Es ist mir klar, daß solche Sätze die Gefahr mit sich bringen, daß sie den harten Willen der jungen Theologen lähmen, sich unverdrossen in die Wissenschaft „hineinzuknien“ und fleißig zu studieren, auch wenn sie noch nicht übersehen können, wie man das einmal „verwenden“ und „an den Mann bringen“ könne, was sie jetzt lernen müssen. Aber diese Sätze müssen doch gesagt werden. Es ist wahr und es bedarf der Abhilfe, daß die jungen Theologen nicht genügend für ihre spätere seelsorgliche Tätigkeit ihren eigenen Möglichkeiten entsprechend ausgebildet werden. Die Theologie wird immer „wissenschaftlicher“, sie entwickelt sich nach den immanenten Gesetzen der Wissenschaft „an sich“, sie spaltet sich in immer

neue Fächer, betreibt viele Dinge, die man früher der Übung und Erfahrung überließ, als eigene Wissenschaften, vermehrt ihren Stoff ins Unübersehbare, kurz, sie ist so strukturiert, als ob sie künftige Theologieprofessoren ausbilden wolle. Das wird nicht dadurch anders, daß ähnliche Probleme auch in anderen Fakultäten auftreten und die Spannung zwischen der Universität als Subjekt der Forschung und als Träger der Berufsausbildung an sich ein wichtiges und gesundes Wesensmoment an einer deutschen Universität ist, die ja auch von den anderen theologischen Bildungsstätten teils löblich nachgeahmt, teils schlecht kopiert wird, ohne daß sie es zu einem eigenen Bildungsziel bringen.

DIE THEOLOGISCHE GRUNDDISZIPLIN

Man hat schon oft unter verschiedenen Etiketten das hier Gemeinte angezielt, ohne sein eigentliches Wesen richtig deutlich machen zu können. Man hat für die Ausbildung des künftigen Seelsorgers eine kerygmatische Theologie gefordert, die man theoretisch einfach neben die scholastische setzen und praktisch die Ausbildung oder Grundausbildung des künftigen Priesters sein lassen wollte. Aber diese Theorie war mit zu viel problematischen erkenntnistheoretischen Theorien verknüpft worden, schien der strengen und nüchternen Wissenschaftlichkeit auch einer Grundausbildung nicht genügend Rechnung zu tragen und schien die kerygmatische Herkunft und Zielrichtung aller wirklichen Theologie zu sehr zu verkennen, als daß dieses Programm viel Anklang hätte finden können.

Man hat oft, von solchen Theorien absehend, nach einem Grundkurs der Theologie verlangt, der zuerst für alle Theologen oder für die künftigen Seelsorger (ohne die später in der Wissenschaft Tätigen) bestimmt, deutlich auf die spätere Seelsorge ausgerichtet, den intellektuellen Möglichkeiten der Hörer angepaßt sein sollte und die eigentlich die Einführung in die wirklich wissenschaftliche Forschung und Arbeit anderen und „höheren“ Kursen überlassen sollte, die nicht für alle jungen Theologen bestimmt sind. Aber auch solche Bestrebungen sind immer schon am ersten Anfang gescheitert: Diese vorgeschlagene Struktur fügt sich nicht in den Betrieb der Vorlesungen ein, wie sie nun einmal von alters her an den Universitäten üblich sind. Man fürchtete eine Degradierung des Großteils der Theologen, die bei diesem Vorschlag als Herde der Minderbegabten abgestempelt zu werden schienen. Man besorgte eine Senkung des geistigen Niveaus in der Ausbildung der Theologen. Man hatte den Eindruck, ein solcher Grundkurs könne doch nur eine primitive, verdünnte Ausgabe dessen sein, was an Theologie bisher dem Theologen geboten und zugemutet wurde, was natürlich wenig Begeisterung für einen solchen Plan wecken konnte. Man wollte kein theologisches „Polytechnikum“, keine theologische Mittelschule anstatt einer akademischen Ausbildung (und man gestand sich daher auch nicht ein, daß man faktisch auch auf akademischem Boden meist, beson-

ders deutlich sichtbar in den Examina, nicht mehr fertigbrachte als ein solches theologisches Polytechnikum). Die Grundschwierigkeit, die man, undeutlich freilich, gegen solche Vorschläge empfand, lag darin, daß man sich unter einem solchen Grundkurs nur etwas von Gang, Inhalt und Methode des bisherigen Betriebs Abgeleitetes vorstellen konnte und daher nur als Ausgabe des Bisherigen „ad usum delphini“ zu denken vermochte.

Dieser theologische „Grundkurs“² aber läßt sich aus den vorhin bedachten Voraussetzungen in seinem Wesen erkennen, ohne daß er als popularisierende und verharmlosende Ausgabe der üblichen Fundamentaltheologie (und Dogmatik) verstanden werden müßte, und zwar so, daß er eine Antwort bedeutet auf die Fragen, die wir gestellt haben.

Es muß eine Einführung in das Wesen des Christentums und seine Wahrheit geben können, die nicht identisch ist mit der Fundamentaltheologie, so wie sich diese faktisch heute versteht (und an sich auch ihre Berechtigung von der Sache her hat).

Das will sagen: Es gibt eine Glaubensbegründung (natürlich mit all den genaueren Ausdeutungen und Reserven, mit denen eine solche „rationale“ Glaubensbegründung im katholischen Glaubensverständnis gemeint ist, worauf hier nicht eingegangen werden muß³), weil es auch heute wirklichen Glaubensvollzug gibt und ein solcher nicht ohne eine solche Gerechtfertigkeit vor dem sittlichen Wahrheitsgewissen bestehen kann, eine solche Glaubensbegründung also ursprünglich nicht das bloß nachträgliche Ergebnis einer methodisch reflexen wissenschaftlichen Überlegung sein kann, auch wenn sie natürlich immer auch schon solche reflexe Momente enthält, die von einer wissenschaftlichen und methodischen Reflexion nicht mehr weit abliegen.

Diese zunächst unreflexe, aber „gelebte“ Glaubensbegründung, so wie sie heute im normalen Fall eines Glaubenden in der geistigen Situation von heute bei einem „akademischen“ geistigen Niveau gegeben ist, gilt es in methodischer Wissenschaftlichkeit zu erheben und durchzudenken.

Diese Glaubensbegründung ist auf der Stufe vorwissenschaftlicher und darum auch wissenschaftlich reflexer Gegebenheit nicht einfach identisch mit derjenigen einer bisherigen Fundamentaltheologie. Denn es ist selbstverständlich, daß in ihr

² Man sei sich der Mißverständlichkeit dieses zunächst nicht zu entbehrenden Begriffes bewußt. Es handelt sich nicht um die Propädeutik für andere Disziplin, von der her die Propädeutik ihren Sinn, ihre Methode und Richtmaß (wenn auch in etwas vereinfachter, popularisierender Weise) entleihen dürfte, sondern um eine absolut eigenständige Disziplin, die im folgenden noch genauer wissenschaftstheoretisch gerechtfertigt werden soll, die allerdings – unbeschadet ihrer Wissenschaftlichkeit – als theologischer Grundkurs für den jungen Theologen dienen kann, und zwar aus ihrem eigensten Wesen heraus und nicht bloß in propädeutischer Adaption dieser Wissenschaft für „Anfänger“. Es handelt sich also bei dieser Grunddisziplin *nicht* um das, was man bisher als „Einführung in die katholische Theologie“, als „theologische Propädeutik“ oder als „theologische Enzyklopädie“ betrieben hat. Natürlich könnte man diese alte Disziplin, die kaum mehr gelehrt wird, so von Grund aus umgestalten (Tendenzen in dieser Richtung sind vorhanden), daß sachlich ungefähr die Grunddisziplin entstünde, die uns hier vorschwebt.

³ Dieser Vorbehalt darf nicht übersehen werden. Es ist hier nicht der Ort, diese „rationale Glaubensbegründung“ in ihrem Wesen und ihren Grenzen genauer darzustellen und gegen eine rationalistische Interpretation zu schützen, wie sie seit dem 19. Jahrhundert in der katholischen Fundamentaltheologie nur zu oft anzutreffen war (und ist).

einerseits viele Themen und Begründungen der traditionellen Fundamentaltheologie auch nicht auf eine vorwissenschaftliche, unreflexe Weise gegeben sein können und daß dennoch diese Glaubensbegründung existentiell echt und genügend ist, weil es sonst der Glaubensvollzug selbst nicht sein könnte. Damit ist natürlich nicht bestritten, daß sich viele Inhalte und Themen und Methoden dieser Glaubensbegründung (auf beiden Stufen) material mit vielen Inhalten, Themen und Methoden der üblichen Fundamentaltheologie decken. Der grundlegende Unterschied aber bleibt: die alte Fundamentaltheologie reflektierte grundsätzlich wissenschaftlich alles durch, was in der Gesamtaussage des Glaubens an Inhalt und deren Begründung sachlich und gegenständlich gegeben ist. Die neue „Fundamentaltheologie“ als „Grundkurs“ hingegen jenes, was (weniger und mehr als der Gegenstand der alten Fundamentaltheologie) in der vorwissenschaftlichen existentiellen Glaubensbegründung eines gebildeten Menschen von heute gegeben sein „muß“ (soll der Glaube „vernünftig“ sein), gegeben ist (weil vernünftiger Glaube gegeben ist) und genügt (obwohl diese Glaubensbegründung von heute vieles nicht enthält und nicht enthalten kann, was Gegenstand der traditionellen Fundamentaltheologie ist, und zwar mit Recht).

Diese neue „Fundamentaltheologie“ kann, richtig betrieben, durchaus den Begriff strenger und sachlich nüchterner Wissenschaft erfüllen. Denn „Wissenschaft“ ist dann vorhanden, wenn eine legitime Frage mit aller methodischen Schärfe und Reflexion in sauberer Begrifflichkeit gestellt und beantwortet wird. Die Frage aber: warum (und was) glaube ich als Mensch von heute und als Christ, ist eine solche Frage. Und sie und ihre Beantwortung fallen nur bei sehr ungenauer Betrachtung mit der Thematik der traditionellen Fundamentaltheologie zusammen; denn, wie gesagt, diese Frage will nicht zum ersten Mal (auch nicht methodisch gesehen!) einen Grund liefern (denn ich glaube schon begründet), sondern ihn, den realen und existentiell schon gegebenen, zu „wissenschaftlicher“ Reflektiertheit erheben; diese Frage will darum nur nach dem fragen, was hier und heute (wenn oft auch sehr unausdrücklich) als Grund des Glaubens heute gegeben ist; diese Frage muß darum auch nach vielem fragen, was in der alten Fundamentaltheologie nicht gefragt oder sogar als Frage direkt verdeckt wurde (z. B. schon gerade die Frage, warum ich mit Recht glauben kann, bevor ich viele philosophische und historische Probleme der traditionellen Fundamentaltheologie direkt bewältigt und ausgearbeitet habe; die vielen Fragen, die mit der heutigen „Weltanschauung“ aufgegeben sind, obwohl sie in der traditionellen Fundamentaltheologie nicht thematisch werden). Zu diesem hier angezielten „Grundkurs“ einer heutigen Ausbildung in der Theologie, den wir vorläufig in Ermangelung eines geläufigen besseren Wortes „neue Fundamentaltheologie“ genannt haben, sind noch weitere Überlegungen notwendig oder nützlich, um verständlich zu machen, was eigentlich gemeint ist. Natürlich können hier auch diese folgenden Überlegungen nicht so weit vorgetrieben werden, daß für diesen „Grundkurs“ ein genau detailliertes Programm erstellt wäre. Aber ein Stück weiter kann das Gemeinte wohl noch beschrieben werden.

Für eine existentiell erfolgreiche Glaubensbegründung, wie sie gefordert wurde, ist die traditionelle Fundamentaltheologie vor allem auch darum wenig geeignet, weil sie den Beweis des Ergangenseins der von der Kirche verkündigten Offenbarung in einer reinen Formalität und ohne materiale Inhaltlichkeit des Geoffenbarten selbst führt. Das will sagen: Die übliche Fundamentaltheologie beweist das Ergangensein der Offenbarung und die Existenz ihres lehramtlichen Übermittlers und Trägers. Was aber geoffenbart ist, das interessiert sie nicht. Das wird der „speziellen Dogmatik“ überlassen. Man könnte schon fragen, ob Existenz und Inhalt der Offenbarung wirklich so gleichgültig nebeneinander liegen, wie es bei dieser Methode doch wohl vorausgesetzt wird, ob sich nicht vielmehr die beiden Momente (wenigstens beim Begriff einer eschatologisch vollendeten Offenbarung, mit der wir es doch zu tun haben, da es vor diesem Stadium der Offenbarungsgeschichte auch keine Fundamentaltheologie gegeben hat) gegenseitig bedingen und verständlich machen, also z. B. nur gesehen werden kann, daß und was eigentlich Offenbarung ist, wenn auf das gesehen ist, was geoffenbart ist, nämlich die absolute Selbstmitteilung Gottes. Aber von all dem abgesehen: dem Menschen von heute (mindestens einmal) ist das Ergangensein einer göttlichen Offenbarung eine wirkliche Frage, nicht so sehr von ihrem abstrakten Begriff her (etwa: „locutio Dei attestans“), sondern von ihrem Inhalt her; von da aus wird ihm die Offenbarungsgeschichte problematisch. Wem z. B. die „Idee“ einer Inkarnation des göttlichen Logos, eines einmaligen historischen Gottmenschen als ein unvollziehbarer Mythos erscheint, der wird in der Erforschung der Geschichte des historischen Jesus genug gar nicht so ungewichtige Gründe entdecken zu bestreiten, daß sich Jesus als solchen metaphysischen Sohn Gottes verstanden wissen wollte. Kurz: Die „Fundamentaltheologie“ ist ein inneres Moment der Dogmatik selbst, weil diese die innere Glaubwürdigkeit des Inhalts der Offenbarung ebenso nachweisen muß wie die Fundamentaltheologie die Glaubwürdigkeit des Ergangenseins der Offenbarung in ihrem abstrakten Begriff und weil sich beide Aufgaben bei der reflexen Begründung des Glaubens beim Menschen von heute gegenseitig fordern und durchdringen. Das bedeutet nicht, daß es nicht eine spezielle Dogmatik geben könne und müsse, in der dieser fundamentaltheologische Aspekt zurücktritt und nur am Rande erscheint, in der hingegen eine genauere rationale Durchdringung der Glaubensaussage und ihre Rückführung zu den „Quellen der Offenbarung“ die eigentliche Aufgabe bilden. Wohl aber bedeutet es, daß der gesuchte „Grundkurs“, weil er die wissenschaftliche Reflexion auf die heute existentiell gelebte Begründung des Glaubens eines heutigen Menschen ist, auf die Begründung des Inhalts des Glaubens reflektieren muß, weil diese Begründung sich keineswegs erschöpft in dem Verweis auf den Satz, die historische Offenbarung sei ergangen und darin sei eben dieses und jenes enthalten. Damit aber ist gegeben, daß dieser „Grundkurs“ einer neuen Fundamentaltheologie in strenger Einheit auch ein Grundkurs über die fundamentalen Glaubensaussagen selbst, in Einheit also auch ein Grundkurs von Dogmatik

ist, in der sich die volle Form der Struktur von absoluter Offenbarung und die letzten Themen ihrer Aussage gegenseitig spiegeln, erhellen und glaubwürdig machen. Wiederum muß betont werden, daß der genaue Nachweis, daß so etwas möglich ist, hier nicht erbracht werden kann. Es würde eine Durchführung dieses Grundkurses selbst bedeuten, was man hier billigerweise nicht erwarten kann.

Es sei hier nochmals etwas genauer auf eine Überlegung zurückgegriffen, die oben nur kurz angedeutet wurde, um die Struktur des Nachweises, daß eine „neue Fundamentaltheologie“ notwendig sei, nicht zu verdunkeln. Die Möglichkeit einer „neuen Fundamentaltheologie“ fußt darauf, daß sich der Umfang der heute existentiell unreflex vollzogenen Gründe des Glaubens mit dem Umfang der in der üblichen Fundamentaltheologie thematisch werdenden Begründung nicht deckt, sondern nach beiden Seiten ein „Überschuß“ besteht: vieles wird in der heutigen Fundamentaltheologie nicht thematisch, was von entscheidender Bedeutung für den Vollzug des Glaubens von heute ist; vieles ist darin sehr zentral (mit Recht; weil es auch frag-würdig ist) und steht doch für eine existentielle Glaubensbegründung nicht zur Frage oder höchstens nur am Rand, weil es in einer wirklich durchgeführten, reflektierten existentiellen Glaubensbegründung (entsprechend der verfügbaren Zeit, Begabung usw.) gar nicht aufgearbeitet werden kann bei der pluralistischen Komplexität der theologischen Wissenschaften und in der „neuen Fundamentaltheologie“ auch gar nicht aufgearbeitet werden muß, weil es nicht zu den wesentlichen Momenten der vorreflexen existentiellen Glaubensbegründung gehört. Diese Diastase gibt es. Am Rand der Überlegungen rechnete auch bisher schon jede „analysis fidei“ damit, wenn sie fragte, warum auch die „rudes“, die ohne rechtes Wissen rational berechtigt glauben können, obwohl sie von der – üblichen – Fundamentaltheologie wenig oder nichts verstehen. Bei dem heutigen „Fortschritt“ der theologischen Wissenschaften ist nur noch nüchtern zuzugeben, daß der einzelne diesen Wissenschaften gegenüber in ihrer Gesamtheit und Komplexität immer mehr ein rudis wird, je mehr er studiert und dadurch sieht, wie wenig oder nichts er in seinem individuellen Kopf, der nicht ausschaltbar oder ersetzbar ist, bei der Endlichkeit seiner Zeit und Kraft von vielen Problemen dieser Fundamentaltheologie verstehen kann. In vielen Einzelheiten wird er sagen: das glaube ich nur, weil es eben auch zum Inhalt meines christlich-kirchlichen Glaubens gehört, obwohl es „an sich“ auch Gegenstand der Fundamentaltheologie ist (also „gewußt“ werden kann). Und das kann so sein in durchaus wichtigen Dingen.

Aber dann ist er gefragt, welches bei dieser Situation nun doch die verbleibenden Gründe seines Glaubens sind. Hier gibt es nun bei den Menschen von heute einen gewissen Kanon der Gründe für seine Glaubensmöglichkeit und Glaubenspflicht. Diese und nur diese zu reflektieren, und zwar in ihrer Einheit, Kohärenz und Vollziehbarkeit, ist die Aufgabe der „neuen Fundamentaltheologie“. Diese Reflexion braucht dabei nicht modernistisch aufgefaßt zu werden als die Reflexion auf ein bloß „irrationales“ Glaubensbedürfnis. Aber sie ist gewiß eine Reflexion auf

einen ursprünglichen Grund des Glaubens. Zu dieser Reflexion gehört schon sehr anfänglich auch die Reflexion darauf, daß der Mensch sein Dasein mit Recht gläubig in existentieller Entscheidung vollziehen kann und immer vollziehen muß, bevor er durch die Reflexion die Gründe seiner Entscheidung adäquat aufgearbeitet und vor sich gebracht hat. Zu diesen Gründen gehört auch eine transzendente Anthropologie über die Verwiesenheit des Menschen in Geschichte und die Möglichkeit von Heilsgeschichte. Diese Gründe werden gewiß auch historische Elemente enthalten bei einem Christentum, dem Gott wirklich in der Heilsgeschichte begegnet. Aber wenn es Glaube heute gibt und, darin eingefaßt, eine rationale Begründung, dann kann der nächste geschichtliche Grund des Glaubens in seinem existentiellen Vollzug gewiß nicht in jenen Nachweisen unmittelbar und unabdingbar im einzelnen liegen, mit denen sich die historische Theologie des Lebens Jesu, seines Selbstverständnisses usw. beschäftigt. Die Erfahrung des Geistes an und in der Konkretheit der Kirche ist auch eine geschichtliche Erfahrung, die reflektiert werden kann, die in der alten Fundamentaltheologie (trotz Dechamps und dem Vaticanum I) praktisch keine Rolle spielt, aber für die „neue Fundamentaltheologie“ mit zur zentralen Thematik gehört. Was nicht leugnet, sondern einschließt, aber eben als Hintergrund, nicht als unmittelbaren Grund des Glaubens für je jetzt und diesen bestimmten Glaubenden, daß diese geschichtliche Erfahrung auf ihre geschichtliche Herkunft zurückweist und diese glaubwürdig macht.

Eine solche „neue Fundamentaltheologie“ müßte, weil sie auf die wirklich existentiell vollzogenen und heute vollziehbaren Gründe des Glaubens reflektiert, in weitem Umfang „transzendental“ sein, d. h. auf die Bedingungen der Möglichkeit im glaubenden Subjekt für die Vollziehbarkeit der Glaubensinhalte reflektieren. Die moderne Dogmatik zieht sich doch oft zu schnell auf einen dogmatischen Positivismus zurück: dieser und dieser Satz ist eben geoffenbart und so durch die Autorität des offenbarenden Gottes gewährleistet. Das ist dann oft identisch damit, daß er im „Denzinger“ steht. Die Dogmatik beachtet oft nicht genügend, daß es auch schon Theologie innerhalb der Offenbarungsquellen, d. h. innerhalb des Alten und Neuen Testaments gibt. Man kann fragen (und heute muß man es), woher und wie der Offenbarungsträger (Propheten und Hagiographen) das wissen, was sie sagen, wie und warum das, was sie sagen, meist eben doch auf ein paar ganz einfache Grundaussagen zurückgeführt werden kann, als deren theologische (wenn auch durch Offenbarung verbürgte) Entfaltung und artikuliertere Auslegung die Vielzahl dogmatischer Sätze erscheint. Geschähe das, würde also eine „Reduktion“ der Vielzahl dogmatischer Sätze (ohne inhaltliche Verarmung) auf einige Grundmysterien der Offenbarung vorgenommen, dann könnte in diesen Grundmysterien die Entsprechung zwischen dem formalen Wesen von Offenbarung überhaupt und seinem christlichen „Inhalt“ viel deutlicher gesehen werden. Dann aber ist eine „transzendente“ Begründung des Offenbarungsinhaltes nicht mehr so unmöglich, zumal eine solche nicht voraussetzt, daß die Begründung der Möglichkeit nicht von

der Erfahrung der geschichtlichen Wirklichkeit lebe, also erst nach dieser, aber doch immer noch notwendig, durchgeführt werden könne. Solche „transzendente“ Begründung aber macht es möglich, vieles (nicht alles!) an historischen Nachweisen in der „neuen Fundamentaltheologie“ zu übergehen, mit dem sich die übliche Fundamentaltheologie befassen muß, überdies die zentralen Themen der Dogmatik in einem damit zu entwickeln und so zusammen jenen Grund zu reflektieren, auf dem eine heutige Glaubensüberzeugung faktisch aufruhet.

DIE THEOLOGISCHE GRUNDDISZIPLIN IM GANZEN DER THEOLOGIE

Stellung der Philosophie

Funktion und Stellung der Philosophie in der theologischen Ausbildung des künftigen Seelsorgers ist ein schwieriges Problem überall, wo man sich ernsthaft Gedanken über diese Ausbildung macht. Nach den kirchenamtlichen Anweisungen soll in der katholischen Theologie ein Kurs bloßer Philosophie der eigentlichen Theologie vorausgehen. Wenn und wo die Zeit für eine mindestens vier- bis sechssemestrige Philosophie gegeben ist, mag man damit schließlich einverstanden sein. Aber ein solcher Kurs hat seine Problematik angesichts der Schwierigkeit, eine Philosophie, die wirklich von heute ist, mit all ihren sachlichen Schwierigkeiten einer Zuhörerschaft vorzutragen, die zum großen Teil keine wirklich philosophische Begabung hat. Wenn man es aber so macht, wie es in Deutschland geschieht, und eine Art philosophischer Propädeutik von sehr wenigen Semestern und Wochenstunden für die Theologen vorträgt, eine Vorbereitung, die höchstens sehr von ferne den Anspruch machen kann, Philosophie zu sein, dann wird die Sache noch problematischer. Das Ganze wird dann entweder die formale Einübung von ein paar Begriffen ehemals philosophischer Provenienz, die später einmal in der Theologie gebraucht werden, ohne Reiz und Aussicht, einen echten philosophischen Eros zu entzünden, oder es wird eine echte Philosophie vorgetragen, der die meisten nicht wirklich folgen können.

Bei dieser Sachlage scheint es doch richtiger zu sein, Philosophie zunächst innerhalb dieses fundamentaltheologisch-dogmatischen Grundkurses zu treiben: Man hat es im Mittelalter im Grunde auch getan. Philosophie wird getrieben an der Wirklichkeit, zu der der theologische Hörer ein echtes persönliches Verhältnis hat; es kann ihm innerhalb dieses Grundkurses mehr und radikaler Philosophie abverlangt werden, als es beim bisherigen Verfahren geschieht; kein Philosoph kann ernsthaft behaupten, daß so nicht echt philosophiert werden könne (sonst wären ein Augustin oder ein Pascal philosophisch ohne Bedeutung); „bloße“ Philosophie kann für die höheren Semester immer noch – und mit mehr Nutzen – geboten werden. Durch den Grundkurs würde dann an dem Ort zuerst philosophiert, an dem

die wirkliche Existenz der jungen Theologen ihren Grund hat. Braucht ein Christ sich dessen zu schämen oder es auch nur als unphilosophisch zu betrachten oder für nicht genug „voraussetzungslos“ zu halten, wenn für ihn die Philosophie zunächst einmal die genaue, methodisch saubere Reflexion auf seinen wirklichen und ganzen Vollzug seines Daseins ist, um von da aus dann – später – die „reine“ Philosophie aus dem Ganzen des christlichen Daseins heraus in ihre echte Freiheit als von der Theologie selbst sich vorausgesetzte Voraussetzung zu entlassen? Eine Philosophie für Theologen, die nach diesem theologischen Grundkurs einer „fundamentaltheologischen Dogmatik“ (wie wir ihn auch nennen können) gelehrt würde, fände jedenfalls mehr Interesse und hätte mehr Aussicht auf Erfolg als die doch recht kümmerliche philosophische Propädeutik, die heute meist am Anfang des theologischen Studiums steht. Es wäre dann auch leichter zu erkennen, wer von den jungen Theologen für eine solche „reine“ Philosophie geeignet ist, und die wirklichen Professoren der echten Philosophie erlebten mehr Freude an solchen Schülern, als dies bei den frühen Semestern meist der Fall ist.

„Alte“ und „neue“ Fundamentaltheologie

Es sei nochmals betont, daß eine partielle materielle Identität zwischen der üblichen Fundamentaltheologie und speziellen Dogmatik einerseits und dem hier angedeuteten Grundkurs „fundamentaltheologischer Dogmatik“ nicht nur nicht geleugnet wird, sondern selbstverständlich ist. Aber dieser Grundkurs hat ein wirklich eigenes „Formalobjekt“ und darin ein Auswahl- und Strukturprinzip, wodurch er sich deutlich von den genannten Disziplinen unterscheidet: die wissenschaftlich genaue und methodische Reflexion auf die heute existentiell wirksamen Gründe des Glaubens an die Ergangenheit der christlichen Offenbarung und deren zentralen Inhalte, wobei diese Reflexion den Grund zur Gegebenheit bringt, indem sie in einem damit auf die begründete Sache selbst blickt und die Möglichkeit ihrer existentiellen Aneignung bedenkt.

„Geheimnis Christi“

In der Nr. 12 des konziliaren Schemas des II. Vaticanums „De institutione sacerdotali“ heißt es: *Studia vero ecclesiastica inchoentur generali introductione in mysterium Christi, quod totam generis humani historiam afficit, in Ecclesiam iugiter influit et in ministerio sacerdotali imprimis operatur*⁴. Der Verfasser möchte nicht behaupten, daß mit diesem schlichten und tiefen Satz einfach unmittelbar das ausgesagt wird, was er hier anzudeuten versucht als Grund- und natürlich auch

⁴ „Die kirchlichen Studien sollen mit einer allgemeinen Einführung in das Geheimnis Christi beginnen, das die gesamte Geschichte des Menschengeschlechtes berührt, ständig in der Kirche wirkt und vor allem im priesterlichen Amt wirksam wird.“ Der Text ist noch nicht der endgültige, doch dürfte auch der endgültige Text wohl sachlich dieselbe Aussage bringen.

zentrale Disziplin der theologischen Unterweisung. Aber man wird wohl sagen können: wenn diese *generalis introductio in mysterium Christi* als Anfang und Grundlage der gesamten Theologie, auf die, wie im Text gleich weiter gesagt wird, die übrigen Disziplinen zentriert sein sollen, kein frommes Gerede sein soll, das sich aus dem Stoff der üblichen theologischen Disziplinen ein paar erbauliche Brocken herausfischt und sie dann bestenfalls doch nur in Weise und Methode der bekannten Disziplinen vorträgt (die bekannte Gefahr der üblichen „Einleitungen“), wenn diese *introductio generalis* in einer ursprünglichen wissenschaftstheoretischen und nicht nur pädagogisch-didaktischen Weise in ihrem eigenen Wesen begriffen wird (was doch notwendig ist), dann wird nichts anderes übrigbleiben, als diese hier geforderte *introductio generalis* in dem Sinn zu begreifen, in dem die hier gesuchte theologische Grundwissenschaft als Grund- und Zentraldisziplin der theologischen Ausbildung verstanden wird. Wenn bei diesem Grundkurs darauf geachtet wird, daß es um die Frage der Möglichkeit des existentiellen Vollzugs des Glaubens heute und so gerade bei dem geht, der diesen Glauben im Namen der Kirche bezeugen kann, dann ist von selbst das *mysterium Christi* als im priesterlichen Dienst wirksam gesehen, ohne daß dieser Aspekt zu einem kleinen Einzelthema dogmatischer oder erbaulicher Art wird, das mit einer *introductio generalis* in das Ganze der Theologie doch wenig zu tun hätte. Die transzendente Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit des Glaubens, die immer auch auf dessen letzten Grund, die Selbstmitteilung Gottes in der Gnade als dauerndes übernatürliches Existential, reflektieren muß, zeigt von selbst in ursprünglicher Weise, daß das *mysterium Christi* die ganze Geschichte der Menschheit durchdringt und finalisiert, so daß in der Geschichte diese übernatürliche Transzendentalität immer deutlicher erscheint, bis sie in Christus ihre höchste und unüberbietbare Erscheinung findet.

Einheit der Ausbildung

Jede Ausbildung, soll sie eine Einheit haben, die notwendig und erst im echten Sinn bildend sein kann, muß eine zentrale Disziplin haben, auf die die Vielfalt der Fächer ausgerichtet ist, als deren Vorbereitung, Artikulierung und Folge. Das gilt vor allem von der höchsten Geisteswissenschaft, von der Theologie. Es wird nun zwar heute oft und mit Recht gesagt, das Studium der Schrift sei „die Seele der Theologie“. Aber bei dem konkreten und zwar unvermeidlichen Betrieb der heutigen Einleitungswissenschaft und Exegese wird man in einem konkreten Sinn nicht sagen können, daß die Exegese die zentrale Disziplin der Theologie sein kann. Sie betreibt heute ihr Geschäft auch auf katholischer Seite so, daß das Kerygma der heutigen Kirche und die Lehre des Lehramtes praktisch nur *norma negativa* für sie ist; bis ihre Ergebnisse unmittelbar in das heutige Kerygma und die persönliche Glaubenssubstanz übersetzt sind, bedarf es bei dem Abstand zwischen der Schrift und der geistigen Situation des Menschen von heute so vieler Arbeit der „Über-

setzung“, daß diese praktisch nicht genügend in der Exegese selbst geleistet werden kann. In den Fällen, in denen heute Exegese und Bibeltheologie, höchst lobwürdig und erfolgreich, solche Übersetzungsarbeit leisten, ist diese Arbeit (auch wenn sie Exegese genannt wird) mit so viel philosophisch-theologischer Überlegung verbunden und durchsetzt, daß sie sich nicht mehr prinzipiell von einer Arbeit der Dogmatik unterscheidet, wie sie heute sein soll. Das aber zeigt deutlich, daß die „reine“ (d. h. vorwiegend historisch-philosophisch ausgerichtete) Exegese wohl eine sehr wichtige und unerläßliche Disziplin in der Theologie ist, aber nicht die zentrale Disziplin sein kann, in der der entscheidende Akt der Theologie zum Vollzug kommt, nämlich jenes mit allen geistigen Kräften vollzogene Hören auf die Offenbarung Gottes, so daß diese vor dem heutigen Glaubensgewissen des Menschen unmittelbar ankommt.

Nun besteht zwar kein prinzipieller Grund, der Dogmatik als solcher im Kreis der theologischen Wissenschaften die Würde einer solchen zentralen Disziplin streitig zu machen. Sie darf also mit gutem Recht diese Würde beanspruchen. Immerhin aber kann einerseits gesagt werden, daß sie sich in ihrem heutigen Betrieb (nicht mit Unrecht) so sehr in historische (exegetische und dogmengeschichtlich-kirchenlehramtliche) Untersuchungen auffächert, daß ihr der Akt der Synthese, der die Offenbarung zum unmittelbaren Hören und Vollziehenkönnen bringt, nur noch schwer gelingt. Andererseits will ja die angezielte Grunddisziplin einer „fundamentaltheologischen Dogmatik“ wirklich Dogmatik sein, und zwar solche, die das einheitliche Ganze der Glaubensbotschaft in ihrer Grundstruktur und Glaubwürdigkeit zur wissenschaftlichen Reflexion bringt, daß man ihr die Würde der gesuchten und notwendigen zentralen Disziplin ruhig zuerkennen kann. Wenn eine echte „*introductio generalis*“ nur dann gegeben ist, wenn sie das Ganze von seiner wurzelhaften Einheit her erstmals ergreift, dann ist diese „*introductio generalis* in *mysterium Christi*“ eben auch gleichzeitig und notwendig die zentrale Disziplin der Theologie, als deren Ausgliederungen (in einem zweiten Gang) die einzelnen Traktate der speziellen Dogmatik verstanden werden können. Andere theologische Disziplinen kommen ja als zentrale und einheitsstiftende Disziplin von vornherein nicht in Betracht. Muß es eine solche zentrale und alles übrige synthetisierende Disziplin in der Theologie von der Sache her und aus didaktischen und bildungsmäßigen Erfordernissen geben, dann scheint sie in diesem Grundkurs einer fundamentaltheologischen Dogmatik gegeben zu sein. Diese würde dann auch am unmittelbarsten an das eine Heilskerygma der Kirche grenzen, ohne als dessen methodische Reflexion aufzuhören, Theologie, Wissenschaft zu sein.

Weitere praktische Erwägungen

Es soll zum Schluß versucht werden, diese Erwägungen abzurunden. Die in ihrem wissenschaftstheoretisch-theologischen Wesen angezielte fundamental-theo-

logisch-dogmatische Grunddisziplin wäre als Grundkurs für alle Theologen bestimmt. Vermutlich würde er die Frage, ob man nicht entsprechend dem verschiedenen Begabungsniveau und der späteren Arbeit der fertigen Theologen in den zentralen Fächern zwei parallele Züge (einen „akademischen“ und einen „seminaristischen“) einrichten müsse, überflüssig machen. Der gemeinte Grundkurs kann und muß natürlich didaktisch dem durchschnittlichen Begabungsniveau der Hörerschaft entsprechen, und sein „Niveau“ hat darum eine gewisse Variationsbreite. Aber er kann als derselbe für alle vorgetragen werden: als Grundkurs richtet er sich an Hörer, die alle Anfänger sind, sein Thema ist existentiell unmittelbar für alle von höchster Bedeutung und Dringlichkeit, er führt gleichzeitig in so tiefe und wissenschaftlich genau darzulegende Fragen ein, daß es auch dem Besserbegabten nicht langweilig werden muß. Es ist natürlich bei der auch nach diesen Darlegungen bleibenden Dunkelheit einer solchen neuen Grunddisziplin schwer zu sagen, welchen quantitativen Umfang ein solcher Grundkurs haben müßte, um das leisten zu können, was er erstrebt. Doch wird man annehmen können, daß drei bis vier Semester zu vier Wochenstunden ausreichen, aber auch notwendig sind, wozu dann aus diesem Fach proseminaristische Übungen hinzukommen müßten.

Bei wirklicher Zusammenarbeit, gemeinsamem Verständnis für das Wesen dieser neuen Grunddisziplin und einer sachlich gemeinsamen Grundauffassung (besonders auch hinsichtlich der allgemeinen philosophischen Aspekte und Inhalte der Disziplin) besteht keine grundsätzliche Schwierigkeit dagegen, daß sich mehrere Professoren in eine solche Vorlesung teilen. Wäre es möglich (was hier nicht geleistet werden kann), einen genaueren Aufriß des Inhalts und der Abfolge dieser Grunddisziplin zu geben, dann würde es vermutlich noch deutlicher werden, daß es sachlich und technisch möglich ist, daß sich mehrere Dozenten unbeschadet ihrer Einheit in den Vorlesungen sie unter sich aufteilen. Bei bescheideneren Verhältnissen muß natürlich auch ein einziger Professor imstande sein, diese Grunddisziplin zu vertreten.

Grunddisziplin und andere Fächer

Natürlich wären auch bei dieser Konzeption von Anfang an neben dieser Grunddisziplin andere „Fächer“ zu hören, und diese träten „optisch“ und zeitlich in den Vordergrund. Das Problem, das nicht nur ein didaktisches, sondern sehr grundlegend ein wissenschaftstheoretisches ist, wie sachgemäß die Einteilung der theologischen Fächer vom Wesen der Sache her sein sollte und wie Zeit und Arbeitskraft in Vorlesungen, Übungen und im Privatstudium auf sie verteilt werden sollten, kann hier nicht behandelt werden. Jedenfalls ist die krebstartige Wucherung, in der immer neue Fächer für das theologische Studium entstehen und sich um die Zeit der Vorlesungen raufen, ein großes Übel, das man nur durch eine wirkliche Besinnung auf die innere Einheit und Struktur der einen Theologie bekämpfen

kann. Aber diese Fächer in sinnvoller Einteilung und Ordnung nach Rang und Gewicht einmal vorausgesetzt, sollten sie sich sinnvoll um die Grunddisziplin gruppieren. Einleitungswissenschaft in AT und NT, Exegese und Bibeltheologie sollten von Anfang an die Semester der Grunddisziplin begleiten. Damit in den ersten Semestern nicht zu viel disparate Fächer gelehrt werden müssen, sollte man den Bibelwissenschaften in den ersten Semestern eigentlich einen großen Raum einräumen. Denkbar wäre, daß in den ersten vier Semestern auch Kirchengeschichte als der andere Teil der historischen Theologie gelesen wird. Nach Vollendung des Grundkurses läge in einer Art zweiten Studienabschnittes der Schwerpunkt auf spezieller Dogmatik (mit Dogmengeschichte) und Moralthologie. Ein dritter Studienabschnitt wäre der praktischen Theologie (Kirchenrecht, Liturgie, Pastoraltheologie, kirchliche Soziallehre usw.) und der „reinen“ Philosophie zu widmen, in der, richtig betrieben, von selbst nochmals wesentliche Aspekte des Grundkurses vertieft wiederholt würden. Die Frage, wie Einzelthemen der traditionellen Fundamentaltheologie, soweit sie außerhalb des Gegenstandes des Grundkurses liegen, eigens behandelt werden können, wurde früher schon gestreift. Es ist dabei zu bedenken, daß viele solcher Themen auch in der speziellen Dogmatik durchaus sachgemäß untergebracht werden können, vorausgesetzt, daß die Dogmatik eine genügende Ekklesiologie bietet.

Universitätsrechtlich und hinsichtlich der faktischen Aufteilung der Lehrstühle, wie sie nun einmal bestehen, bräuchte die hier vorgetragene Strukturierung des theologischen Studiums keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten zu begegnen. Der Inhaber eines Lehrstuhls für Fundamentaltheologie könnte, ohne mit seinem Lehrauftrag im geringsten in Konflikt zu kommen, seine Fundamentaltheologie im Sinn dieser „neuen Fundamentaltheologie“ verstehen und vortragen. In diesem Zusammenhang sei nochmals ein alter Wunsch wiederholt: Die theologischen Lehranstalten der Ordensgemeinschaften, die rechtlich und organisatorisch viel freier sind als staatliche oder bischöfliche Anstalten und darum Pflicht und Recht haben, beweglicher und experimentierfreudiger zu sein als diese, sollten den Mut haben, neue Wege in der theologischen Ausbildung zu suchen und nicht nur die theologischen Fakultäten der Universitäten – oft kümmerlich – zu kopieren. Vielleicht könnte man bei ihnen praktisch versuchen, ob an der hier vorgetragenen Idee etwas Richtiges ist.

Theologie und geistliches Leben

Der Grundkurs könnte bei aller Nüchternheit und wissenschaftlichen Strenge, die ihm eigen sein müssen, doch auch geeignet sein, eine Brücke zu bilden zwischen der theologischen Wissenschaft und dem geistlichen Leben der jungen Theologen. Meist ist die Kluft zwischen beiden Stücken des Lebens groß, viel zu groß. Eine solche *introductio generalis in mysterium Christi* könnte dem jungen Theologen

deutlich machen, daß er sich darin auf das besinnt, was auch sein geistliches Leben ausmacht, um es zu fördern, und daß diese Wissenschaft nur wirklich angeeignet wird, wenn sie von einem religiösen Vollzug des in ihr Reflektierten getragen wird. Wird dieser Grundkurs wirklich vorgetragen, wie er sein soll, dann ist es wohl nicht nötig, zeitlich vor die Theologie, wie man schon da und dort erwogen hat, eine längere aszetische Vorbereitung, eine Art „Noviziat“ des Weltpriestertheologen zu legen, um ihn geeignet zu machen, den Segen der Theologie zu erwerben und die Gefahr des zersetzenden bloßen Problematisierens in der Theologie zu überwinden. Wenn man so etwas wie eine Art „Noviziat“ für wichtig hält, könnte es eher (im eigentlichen Priesterseminar, in längeren Exerzitien usw.) später, nach einer gewissen theologischen Reife des Theologen gelegt werden. Ein wirklicher Kontakt dieses „Fundamentaltheologen“ mit dem „Spiritual“ könnte beiden sehr nützlich sein.

Die Laientheologen

Man könnte auch noch bedenken, ob eine solche Grunddisziplin, wie wir sie anzudeuten versuchten, nicht geeignet wäre, den Grundkurs für die „Laientheologen“ abzugeben, die sich als künftige Studienräte für die Gymnasien an den Universitäten vorbereiten und neben ihren weltlichen Fächern als eines ihrer Fächer Theologie belegen, um später an den Mittelschulen auch Religion zu dozieren. Es wird kaum bestritten werden können, daß ihre Ausbildung für einen Religionsunterricht an höheren Schulen oft recht kümmerlich ist. Sie können sich ja meist bei ihrer übrigen Belastung gar nicht der Theologie so widmen wie ein normaler Theologe, der Priester wird, und geben doch später einen Unterricht, der nicht jedem Kaplan gestattet ist. Wenn darum ihre Ausbildung wenigstens eine gewisse Geschlossenheit und Hervorhebung des eigentlich Entscheidenden aufweisen könnte, wäre es für sie und ihre künftigen Schüler von Vorteil. So will es scheinen, daß dieangedeutete Grunddisziplin für solche Laientheologen nur von größtem Nutzen sein könnte.



Wie immer man den Wert der vorgetragenen Überlegungen beurteilen wird, so sollte doch wenigstens eines anerkannt werden. Die Frage der besseren Gestaltung des theologischen Studiums ist nicht bloß eine pädagogische, didaktische und organisatorische Frage. Man darf nicht unterstellen, daß man schon selbstverständlich und klar wisse, welche „Fächer“ eine Theologie habe, und es sich nur darum handle, sie ein wenig zu koordinieren und gegenseitig auszubalancieren. Vor allen solchen praktischen Überlegungen liegt eine wissenschaftstheoretische Frage, die selbst wieder nur die formale Seite der Frage ist, was eigentlich Theologie ist und zu sein hat. Solange man nur organisiert, wird die Frage nach der richtigen Struktur des einen Theologiestudiums nicht befriedigend beantwortet werden.